Mond. Bergab ging nun die sausende Fahrt. Der aufgewühlte Schnee stob um ihn her, und bald sah er sein kleines Haus von ferne liegen. Da krampfte die Angst sein Herz zusammen; in seiner Hilflosigkeit faltete er die Hände und betete, inmitten des schweigenden Bergwaldes, wie er als Knabe gebetet hatte, betete um das Leben seines Weibes. Und seltsam, wie eine Antwort löste sich aus dem bestirnten Firmament ein Stern und zog seine Bahn weit und leuchtend über das Haus des Arztes. Der jagte weiter zu Tal mit überströmenden Augen und von einer beseligenden Hoffnung erfüllt. Als er das Dorf erreichte, läutete die Glocke der kleinen Kapelle den heiligen Abend ein und helle Kinderstimmen jubelten dazwischen „Uns ist ein Kindlein heut geboren".

Er betrat mit fliegenden Schritten die dämmrige Stube, und als er sich über das Bett seiner schlafenden Frau neigte, griffen zwei winzige, rosige Fäustchen in sein vereistes, tränenüberströmtes Gesicht.

Stollen, Lebkuchen und Pfeffernüsse

Allerlei Rezepte für den „bunten Teller".

Der „bunte Teller" gehört auf den Gabentisch wie der Lichterbaum zu einem deutschen Weihnachtsfest, und ihn lockend für Auge und Gaumen zu gestalten, ist unerläßlich, wenn man auf eine rechte Bescherung Wert legt.

Aepfel, Nüsse und Apfelsinen, auch Feigen, Datteln und Mandeln werden zur Füllung des bunten, mit Tannengrün besteckten und mit Engelshaar überspannenen Tellers verwendet, das Wichtigste aber sind die leckeren Bäckereien und wenn wir nachstehend einige wohlerprobte Rezepte für Lebkuchen, Pfeffernüsse, Gewürzbäckerei und kleines Konfekt nennen, hoffen wir, damit der Hausfrau erwünschte Anregung zu geben.

Der braune Lebkuchen wird aus drei Pfund grobem Mehl, 2 Pfund Honig und Sirup gemischt, 1 Pfund Zucker, ½ Pfund Mandeln und 4 Eiern bereitet. Außerdem gibt man 20 Gramm gestoßenem Zimt, 5 Gramm Pottasche in Milch gelöst, 2 Päckchen Oetkers Backpulver und ein wenig Orangen- und Zitronenschalen dazu. Der Teig soll, ehe er verarbeitet wird, eine Nacht kühl stehen. Zu Lebkuchen und Pfeffernüssen kann je nach Geschmack Zucker- oder Schokoladenguß gewählt werden.

Unsere Pfeffernüsse erfordern 2 Pfund Weizenmehl, einen Eßlöffel Butter, 5 Gramm Zimt, 5 Gramm Nelken, 5 Gramm Kardamom, 3 Eßlöffel voll Apfelsinenmarmelade, die abgeriebene Schale einer Zitrone, einige bittere Mandeln und etwas Rosenwasser, in welchem man 10 Gramm Pottasche und 3 Gramm Hirschhornsalz auflöst. Ein Pfund gewärmten Honig vermischt man mit den Gewürzen und gibt das Mehl dazu, formt hierauf kleine Kugeln und bäckt sie rasch.

Buchstabengebäck ist immer eine besondere Freude. Man schlägt drei Eiweiß zum Schneien steif, gibt abgestoßene Vanille, 100 Gramm feinen Zucker, einen halben Teelöffel Backpulver und so viel Mehl dazu, daß man einen glatten Teig erhält, den man ausrollen kann. Aus diesem Teig sticht man nun Buchstaben auch Zahlen aus, legt diese auf eingefettete Backbleche und läßt sie an warmem Ort erst einige Stunden übertrocknen, bevor man sie bei gelinder Hitze bäckt. Das fertige Buchstabengebäck wird, wenn es aus dem Ofen kommt, noch leicht mit feiner Fruchtmarmelade bestrichen und mit buntem Streuzucker oder Raspelschokolade bestreut.

Mandelstollen. ¼ Pfund Butter, 200 Gramm Zucker, 4 Eier, 250 Gramm Mehl, Schale einer Zitrone, eine Handvoll ganze geschälte Mandeln, Sultaninen, Korinthen, 2 Eßlöffel Kirschwasser, nach Bedarf etwas Milch, ein halbes Paket Backpulver. Die Butter wird schaumig gerührt, Zucker und Eigelb mitgerührt, die übrigen Zutaten abwechselnd mit dem gesiebten Mehl und Backpulver dazugegeben, zuletzt wird der Eischnee untergemischt. Die Masse füllt man in eine gefettete Kapselform und bäckt sie in mäßiger Hitze.

Dresdener Christstollen. Ein Hefestück wird aus 125 Gramm Mehl, 30 bis 40 Gramm Hefe und angewärmter Milch bereitet. Nach dem Aufgehen verrührt man hiermit 500 Gramm gut durchgesiebtes Mehl, drei ganze Eier, 150 Gramm zahnig gerührte Butter, eine abgeriebene Zitronenschale, etwas Kardamom, Muskatblüte, sechs bittere Mandeln und 125 Gramm Zucker. Nachdem man den Teig bis zum Geschmeidigwerden gerührt hat, gibt man zuletzt noch 50 Gramm Korinthen, 50 Gramm Zitronat, gewürfelt, 50 Gramm Sultaninen dazu und formt die Masse zu einem Brote, das man nach dem Aufgehen bei mittlerer Hitze braun bäckt, sofort, nachdem es aus dem Ofen kommt mit Butter bestreicht und mit etwas gestoßenem Zimt und geriebenen, süßen Mandeln bestreut.

Schauspielerinnen

Silhouetten von Sylvia v. Harden.

Mit Freude kann man feststellen, daß der junge Bühnennachwuchs an Reiz und Geist vieles mitbringt, was der heutigen Zeit entspricht. Dabei muß berücksichtigt werden, daß heute auf dem Gebiet der Kunst von Seiten des verwöhnten Publikums große Ansprüche gestellt werden.

Elisabeth Bergner ist eine der Führerinnen der jungen Generation Sie hat alles an Liebreiz, Geist, künstlerischem Niveau, was eine Schauspielerin von Format mitzubringen hat. Der Esprit ihres Spieles wetteifert mit dem ihrer inneren und äußeren Persönlichkeit. In ihr ist all' das zusammengeschlossen, was man hören, sehen, lieben und leben will. Ob man sie in lyrisch-zarten Rollen sieht, ob in dramatischen, immer ist man von ihr gepackt weil sie einen Typ charakterisiert.

Renate Müller wußte von Anfang an wo ihre Note liegt. Sie hat gleich da zugepackt wo man sie in ihrer Stärke kennen lernen konnte. Lustspiel und Chargen: auf diesem Gebiet leistet sie viel. Schon ihr Typ ist für ihr Fach vorausbestimmt. Blond, vollschlank, mit elektrisierten Beinen, Armen, Händen, weiß sie sich zu tummeln, zu belustigen, zu scherzen; und aus dieser Frische heraus hat sie ein großes Publikum entzückt.

Toni van Eyck, eine Entdeckung von Felix Holländer, ist der schwere, sentimentale Mädchentyp, der aus dem zwanzigsten Jahrhundert heraus erwuchs. Frühlingserwachen. Sensationsprozesse, das Auf und Nieder der sagenden, wippenden, hetzenden, biegenden und wiegenden Erlebnisse — dies alles zusammen ergibt einen derartigen Typus. Hier ist keine Rolle vorgeschrieben. Alles, was aus dem inneren und äußeren Drang heraus geschieht, bleibt im Niveau des Produktiven. Toni van Eyck muß die Wendla Bergmann genau so spielen können, wie sie Wedekinds „Lulu" singt; sie muß die Eleonore in Strindbergs „Ostern" genau so spielen können, wie die Toni.

Maria Bard hat in „X Y Z" von Klabund schnell die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Der durchtrainierte Körper, die Grazie ihrer Bewegungen und ihrer Sprache, die Jugendlichkeit — das alles sprüht, blitzt, vibriert daß ihr großer Erfolg naturgemäß ist. Von ihr geht der große Reiz einer kultivierten Künstlerin aus, die mit allen äußerlichen und innerlichen Mitteln ausgestattet wurde. Sie wird in die vorderste Reihe der Jüngsten einzureihen sein.

Hilde Körber hatte ihren ersten großen Erfolg in „Krankheit der Jugend" von Ferdinand Bruckner. Jetzt wußten sie und alle, welcher Platz ihr gebührt. Manchmal findet man diese Art in Bildern von Zille oder George Grosz wieder, manchmal in einem Chanson von Marcell Schiffer. Hier hat sich eine soziale Note herausgebildet, die aus Tiefen und Höhen gestalten muß.

Ruth Albu hat Anmut, Zartheit, Grazilität. Zarteste Mädchenrollen, die gleich Vögeln zwitschern müssen, singen können, vibrieren wollen, werden von diesem jungen Mädchen gespielt. Viel konnte man noch nicht von den schauspielerischen Leistungen dieser jungen Künstlerin sehen, aber es genügt, wenn sie überhaupt spielt und auf der Bühne steht, da ein unendlicher Liebreiz mädchenhaften Reichtums von ihr ausgeht.

Carola Weber ist eine frische und kapriziöse Schauspielerin. In jeder Rolle, die sie spielt, gibt sie sich so individuell und ganz eigen, daß man immer wieder eingefangen wird durch ihre Persönlichkeit. Ob sie eine dramatische oder lustige Rolle gibt, immer weiß sie ein Fluidum vom Anfang bis zum Ende durchwirken zu lassen. Sie hat den Vorzug, graziös und pikant zu sein. Daher ist ein großes Publikum von dieser charmanten Künstlerin stets entzückt. Klabunds Entdeckung war eine Bereicherung für die Bühne, denn zum ersten Male holte sie sich den großen Erfolg in seinem Stück „Der Kreidekreis".

Elisabeth Lennartz ist ein ausgesprochener Charaktertyp. Auch sie hatte den großen Berliner Erfolg erst in „Krankheit der Jugend" zu verzeichnen. Sie ist eine große, sachliche, mit allen psychischen und physischen Mitteln ausgerüstete Schauspielerin. Sie ist eine einzigartige, durch die Rollenbedingtheit hervorzuhebende Spielerin. Sie trägt die unheimlichen seelischen Konflikte von tragischen Rollen in sich und weiß sie so spezifisch zu gestalten, daß sie banni.

Man könnte vielleicht noch einige der jüngsten Künstlerinnen hinzunehmen, um die junge Bühnengeneration zu vervollständigen, aber im Wesentlichen sind die genannt, die heute in Berlin Niveau haben und wir wollen hoffen, daß immer wieder und immer neue hinzukommen, die man einzureihen hat. Sie haben es alle nicht allzuleicht, weil auch hier wie überall die Konkurrenz der Schönen und Jungen, der Grazilen und Kapriziösen groß ist

Eine Verbannte

Wer wüßte noch etwas von ihr? Einst hat sie geherrscht, war unentbehrlich! Wo sie fehlte rümpfte man die Nase, runzelte die Stirn. Heute? Wo ist sie geblieben, die allerliebste Zierschürze vergangener Jahre? Die kleine kokette, die erst eigentlich das Aeußere des jungen Mädchens oder der jungen Frau schmuck und reizvoll erscheinen ließ?"

Entsinnen wir uns nicht noch, daß ohne diese feine, kleine Dame, ob sie nun in blendender Weiße mit duftigen Spitzen wie ein „Traum" wirkte oder sonstwie gearbeitet war, daß jedenfalls ohne sie eine Vertreterin des weiblichen Geschlechts daheim kaum erscheinen durfte? Daß, wo sie fehlte — aber sie fehlte ja eigentlich nie — beinahe der gute Ruf dieser Dame gefährdet schien? fast zum Sport war sie dereinst geworden; sie bildete zeitweise „das" Geburtstagsgeschenk aller existierenden Backfische; nicht hübsch genug konnte sie sein. Und — müssen wir nicht zugeben, daß sie ungemein kleidsam war?

Stellen wir uns einmal unsere heutige Zeit vor und träumen uns hinein in den Gedanken, wir erschienen als Gastgeberin eines Fünf uhrtees mit einer — — brrr! Das ist nicht gut möglich, nicht wahr? Wie würde sie sich zum Bubikopf ausnehmen? Aber keine Angst sie wird verbannt bleiben, sie wird nicht weiter hervorsteigen aus ihrem Grabe, sie weiß es selbst, daß ihre Zeit vorüber ist, daß sie zum — alten Eisen gehört, die altmodische, kokette, reizende alte Dame! — Aber — schade ist's doch!

Kng.

Büchertisch

In Reclams Universal - Bibliothek erschien: Knut Hamsun: Frauensieg. Novellen. Mit einem Nachwort von Erwin Magnus. Reclams Universal - Bibliothek Nr. 6901. Geheftet 40 Pf., gebunden 80 Pf. Die in diesem Bändchen vereinigten Novellen geben ein vorzügliches Bild von der Gestaltungskraft des größten norwegischen Dichters der Gegenwart. Vor allen Dingen spiegelt sich in ihnen der echt Hamsunsche Humor, der meist bitter und scharf, zuweilen sogar grausig ist. Der Schauplatz ist zum Teil der wilde Westen Amerikas, wo sich der Dichter selbst jahrelang als Gelegenheitsarbeiter, Holzfäller, Straßenbahnschaffner usw. aufgehalten hat. Mit überlegener Sachlichkeit zeichnet er die menschlichen Schwächen in ihren verschiedensten Spielarten.

Vorweihnachtsstimmung bringt das neue Daheim (65. Jahrg. Nr. 11). Zwei frohe Geschichten „Bubis Pfefferkuchen" von Maximilian Böttcher und „Ostereier unter Schneeroseu" von Suse Schaffer, erzählen Erlebnisse aus der Adventszeit. Ihnen folgt ein großer, illustrierter Aufsatz: „Märchen im Film", von W. Nack. Die Fragen und Erscheinungen des Tages sind nicht vergessen: neben einer interessanten Wochenschau im Bild steht ein Beitrag zum 25jährigen Bestehen des Arbeiterschaftsmuseums in Berlin, und die sachkundige lehrreiche Abhandlung: „Amerikanische Strafgesetze für Automobilisten". Ein Abschnitt des Romans „Frühling im Park" von Friede H. Kraze, Verse, Anekdoten, Ratschläge und Auskünfte aller Art bilden den weiteren Inhalt des schönen Heftes. Das Frauendaheim gibt beachtliche praktische Winke; die lose beiliegende, selbständige Jugendzeitschrift „Arche Noah" bringt mancherlei Freude in die Kinderstube; der Rätselfreund findet eine besondere, reichhaltige Ecke „Zum Nachdenken". Hervorragend schön ist der künstlerische Bildschmuck mit wertvoller farbiger ganzseitiger Kunstbeilage.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sauk, Altena.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 51 — Altena, den 19. Dezember — 1925

Die Angst vor dem Kinde

Von Dr. med. Treuenbrietzen.

Es ist ein überaus trauriges Zeichen unserer Zeit, daß die Geburtenziffer ständig und nachgerade in besorgniserregender Weise absinkt und daß das Deutsche Reich in dieser Hinsicht an der Spitze aller Kulturländer marschiert. Die Ursache dieser Erscheinung ist in einem fehlenden Willen zum Kinde zu suchen, der teils auf die wirtschaftliche Notlage vieler Familien, teils auf völlig unberechtigte, selbstsüchtige Gründe (Eitelkeit, Bequemlichkeit u. a.) zurückzuführen ist.

So bedauerlich der Geburtenrückgang, der sich zunächst in den Städten bemerkbar machte, seit geraumer Zeit aber in höchst bedenklichen Ausmaßen auch auf das Land übergegriffen hat, vom bevölkerungspolitischen Standpunkte aus auch ist, nicht minder ernst sind die Begleiterscheinungen zu bewerten, unter denen er zustande kommt. Die verminderte Geburtenziffer ist nämlich nicht auf eine größere Enthaltsamkeit im geschlechtlichen Verkehr zurückzuführen, sondern auf die Anwendung empfängnisverhütender, oft gesundheitlich höchst bedenklicher Mittel, vor allem aber auf eine geradezu erschreckende Zunahme der Abtreibungen, deren Zahl man nach vorsichtigen Schätzungen auf jährlich 500 000 bis 600 000 im Deutschen Reich annehmen darf! Was das bedeutet, geht aus einer Reihe örtlich durchgeführter Erhebungen hervor: es wurde festgestellt, daß in manchen Städten die Hälfte und noch mehr aller Schwangerschaften durch eine Fehlgeburt vorzeitig beendet wurden und daß von diesen Fehlgeburten 90, nach einer anderen Berechnung, sogar 98 v. H. auf beabsichtigte Eingriffe zurückzuführen waren! Es darf wohl im wahrsten Sinne des Wortes von einer „Abtreibungsseuche" gesprochen werden!

Alle Versuche, auf widernatürlichem Wege eine Schwangerschaft zu beseitigen, wie und von wem sie auch vorgenommen werden, bedeuten eine schwere Gefährdung der mütterlichen Gesundheit. Ist es doch statistisch erwiesen, daß die Zahl der Todesfälle nach Fehlgeburt siebenmal so groß ist, wie nach rechtzeitiger Entbindung und daß z. B. in Berlin unter den Frauen im gebärfähigen Alter die mörderische Volksseuche der Tuberkulose nur dreimal mehr Opfer fordert als die Folgen abtreiberischer Eingriffe. Gewiß soll nicht bestritten werden, daß der erfahrene Arzt, der ja bei bekannten schweren Erkrankungen der Mutter mit Fug und Recht eine Schwangerschaft unterbricht, die erforderlichen Eingriffe mit mehr Sicherheit und daher mit geringerer Gefährdung der Mutter auszuführen imstande ist als die im Verborgenen arbeitenden Pfuscher und Hebammen, aber selbst der geübteste Fachmann wird bei Verwendung der besten Hilfsmittel einer modernen Klinik nie in der Lage sein, einen glücklichen Ausgang seiner Behandlung mit Bestimmtheit vorherzusagen. Die schädlichen Unterleibsorgane sind eben gerade während der Schwangerschaft, und zwar von deren ersten Anfängen an, so ungemein empfindlich gegen alle naturwidrigen Einwirkungen, daß trotz aller Vorsichtsmaßnahmen schwere Erkrankungen, dauerndes Siechtum und qualvoller Tod als Folgen solcher Eingriffe nie mit Sicherheit ausgeschlossen werden können, besonders dann nicht, wenn sie bei derselben Frau etwa zu wiederholten Malen vorgenommen werden. Zu allen, der körperlichen Gesundheit drohenden Gefahren kommen aber noch jene unheilvollen Auswirkungen auf das Seelenleben: schwere nervöse Störungen, bittere Selbstvorwürfe, verfluchter und vollendeter Selbstmord!

Seitens gewisser Kreise ist im Deutschen Reiche seit Jahren eine eifrige Propaganda betrieben worden, die gegen die Abtreibung gerichteten Bestimmungen des Strafgesetzbuches zu beseitigen oder in einer Weise abzuändern, die einer völligen Aufhebung praktisch gleichkommt. In jeder nur denkbaren Weise wurden die Frauen „aufgeklärt" über das in diesen Strafparagraphen begründete Unrecht und über die „Segnungen", die von deren Beseitigung zu erwarten seien. Ganz besonders wurde dabei auch auf die seit dem Jahre 1920 in Sowjetrußland getroffene Regelung als erstrebenswertes Ziel hingewiesen. Danach ist nämlich aus wirtschaftlichen Gründen eine — auf Staatskosten erfolgende — Schwangerschaftsunterbrechung zulässig, wenn sie in einem staatlichen Krankenhaus ausgeführt wird. Man wollte auf diese Weise eine Kontrolle über die Abtreibungen gewinnen und diese vor allem aus der Hand der Pfuscher in die vermeintlich ungefährliche des Arztes verlegen. Dieser letzte Schluß, der auf Grund der obigen Ausführungen von vornherein als falsch angesehen werden muß, hat sich, wie aus einwandfreien Angaben russischer Aerzte zu entnehmen ist, als völlig trügerisch erwiesen, da in den zur Vornahme der Abtreibung berechtigten Krankenhäusern nachweislich zahlreiche Fälle schwerster Gesundheitsschädigungen bei den behandelten Frauen vorgekommen sind und noch vorkommen. Ebenso ist es durch die genannten Maßnahmen keinesfalls gelungen, die heimlichen Abtreibungen auszuschalten, sondern höchstens in unerheblicher Weise zu vermindern. Schon mehren sich daher selbst in den sowjetfreundlichen Kreisen Rußlands in auffallendem Maße die Stimmen, die eine Beseitigung der Freigabe der Abtreibung fordern.

Sollten diese Tatsachen den Kreisen, die im Deutschen Reiche gegen die zur Zeit bestehenden Strafbestimmungen Sturm laufen, nicht zu denken geben! Verdient nicht auch der Umstand Beachtung, daß in allen anderen Kulturländern die Abtreibung mit schweren, zum Teil mit noch erheblich härteren Strafen als in Deutschland bedroht wird (z. B. Frankreich Belgien)!

Gewiß darf nicht übersehen werden, daß die wirtschaftliche Lage vieler Familien sehr schwierig ist und durch die mit Kinderaufzucht verbundenen Ausgaben weiterhin ernstlich belastet wird. Eine Behebung dieser Nöte darf aber nicht erstrebt werden auf Wegen, die, ohne die Wirtschaftslage zu bessern, das wertvollste Gut die Gesundheit, vernichten. Der Staat hat eine ganze Reihe von Maßnahmen geschaffen, die besonders den weniger Bemittelten, die Aufzucht der Kinder erleichtern (Wochenfürsorge, Steuernachlässe, Kinderzuschläge u. a.), er wird weiterhin darauf bedacht sein, die sicherlich noch nicht ausreichenden Unterstützungen im Rahmen seiner durch die Friedensverträge freilich sehr beschränkten finanziellen Leistungsfähigkeit wirksamer zu gestalten. Der Staat hat aber auch die Pflicht, die für seinen Fortbestand notwendigen Sicherungen zu treffen und einen Bevölkerungsrückgang aufzuhalten, der uns in kürzester Zeit infolge Mangels an Arbeitskräften in noch viel größere wirtschaftliche Schwierigkeiten stürzen müßte und uns in wenigen Jahrzehnten die Frondienste unserer sich außerordentlich schnell vermehrenden östlichen Nachbarn aufzwingen würde. Und wenn heute diese Gefahr dem einzelnen vielleicht weniger belangreich erscheint als der ihm aus der Einschränkung der Kinderzahl erwachsende vermeintliche Vorteil, so ist es eben Aufgabe des Staates, diesen Irrtum, der von berufenen Statistikern und Volkswirtschaftlern schon längst als solcher erkannt und rechnerisch nachgewiesen worden ist, richtigzustellen. Möge diese Erkenntnis in immer breiteren Schichten des Volkes Eingang finden und, in Verbindung mit den zu erhoffenden staatlichen Hilfsmaßnahmen für kinderreiche Familien, dazu beitragen, daß die heutige „Angst vor dem Kinde" recht bald in einen „Willen zum Kinde" umschlägt.

Soll meine Tochter studieren?

Eine Mutter kenne ich, und durchaus keine beschränkte, der ein Schauer über den Rücken gelaufen ist bei dem Gedanken, daß ihre 19jährige Tochter zur Universität gehen wollte! So wenige junge Mädchen unter Hunderten von jungen Männern! Wer denkt, ich erzähle aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, dem sei verraten, daß sich diese Begebenheit vor nun 20 Jahren abgespielt hat, im Jahre 1908, als sich die Tore der Hochschulen erstmalig für die Frauen als gleichberechtigte immatrikulierte Studentinnen — nicht nur wie bis dahin als Hörerinnen — öffneten. Was damals eingeleitet wurde, hat sich, ungemein beschleunigt durch den Krieg und die wirtschaftliche Notlage, seither in ungeahntem Maße fortentwickelt. In zwei Jahrzehnten hat sich die Zahl der weiblichen Studierenden allein auf den Universitäten, d. h. ohne daß man die technischen, landwirtschaftlichen, Handelshochschulen usw. in Betracht zieht, verfünffacht. Der Schauer überläuft heute die ängstliche Mutter nicht mehr angesichts der sittlichen Gefahren, denen sie die Tochter auf der Universität ausgesetzt meinte. Aber ein Schrecken überkommt sie, wenn sie sich den ungeheuren Konkurrenzkampf ausmalt, in den ihr Kind eintritt.

Aus allen Berufsschichten ertönt die Klage, es bestehe ein Ueberangebot an Kräften. Wie ist dem zu steuern? Am wirksamsten scheinbar dadurch, daß man den Zugang zu den Berufen möglichst erschwert. Wer sich wie die Handwerkerinnungen bisher mit dem Abgangszeugnis der Volksschule bei der Einstellung der Lehrlinge begnügt hat, verlangt also Obersekundareife; in kaufmännischen Berufen wird statt dieser oder der Primareife das Abiturium vorausgesetzt. Und die Folge ist nicht etwa eine gewaltige Abwanderung aus diesen Berufen, sondern die Eltern zwingen im besten Glauben und oft unter eigenen Entbehrungen die praktisch vielleicht recht befähigten, aber „schuldummen" Söhne und Töchter, das Gymnasium durchzumachen, „damit sie überhaupt etwas werden können". Gibt es für das junge Mädchen außer dem Beruf der Stenotypistin und Verkäuferin denn noch Berufe, in die es ohne Reifezeugnis eintreten kann? Mag es Zeichen- oder Handarbeitslehrerin, Musik- oder Gymnastiklehrerin, Photographin oder Gärtnerin werden, ohne Abiturium wird es zur Ausbildung gar nicht zugelassen. Was Wunder, wenn nach glücklich bestandenem Examen der junge Mann und das junge Mädchen überzeugt, nun die wissenschaftliche Befähigung hinreichend bewiesen zu haben, auch die Hochschule beziehen möchten, zu der ihnen ja nun der Weg ebenfalls offensteht. Auf diese Weise sind in den letzten drei Jahren 23 000 junge Leute zu den deutschen Universitäten gelangt, von denen sicherlich viele früher nie daran gedacht haben zu studieren. Im Sommer 1925 gab es im ganzen etwa 60 000, im letzten Sommer rund 83 000 Studierende in Deutschland! Die nächsten Jahre aber werden, nach dem Andrang zu den höheren Schulen zu schließen, kaum einen Rückgang in dieser Bewegung zeigen.

Um so notwendiger wird es, zu prüfen, welche Berufszweige denn für neue Kräfte überhaupt noch aufnahmefähig sind. Die höheren Schulen sollten viel mehr, als es bisher geschehen ist, ihre Abiturienten auf diese riesigen Schwierigkeiten hinweisen, denen sie im Studium entgegengehen. Ein Mittel, sie Eltern und Schülern in Zahlen vor Augen zu führen, unberechtigte Hoffnungen rechtzeitig zu dämpfen, neue und aussichtsreichere Bahnen aufzufinden, bietet sich den Lehrern und Berufsberatern für akademische Berufe in der „Deutschen Hochschulstatistik", die jetzt sämtliche deutsche Hochschulen aller Gattungen umfaßt und jedes Halbjahr neu von den Hochschulverwaltungen herausgegeben wird. Sie lehrt

Heimkehr

Weihnachtsskizze von Franz Pohl

Es war kurz vor Schließung der Geschäfte, und das Treiben auf den Straßen wurde immer lebhafter. Jenes Treiben, ohne das sich die Adventszeit in der Stadt nicht denken läßt.

Durch das bunt bewegte Schauspiel ging Martin Wendlandt, in seinen Pelz gehüllt, mit der Ruhe des vornehmen Mannes. Er hatte noch fast eine Stunde Zeit bis zu seiner Abendgesellschaft und sah sich nun, gewissermaßen wie ein unterhaltendes Schauspiel, den Weihnachts-„Rummel“ an. Er lächelte hier über einen Ausrufer und blickte dort, ein wenig gelangweilt, in ein elegantes Schaufenster. An einer Straßenecke staute sich der Verkehr, und da sich dort gerade eine Buch- und Kunsthandlung befand, betrachtete Martin die ausgestellten Gegenstände. In dem einen Schaufenster stand ein Weihnachtsmann, der aus seinem Sack Bücher heraus schüttete: Märchen- und Bilderbücher, in vielen bunten Farben. In einem anderen Fenster lagen die Neuerscheinungen des Buchhandels aus, zierliche Bändchen — Geschenke für Damen — und gehaltvolle Literatur in gediegenen, geschmackvollen Einbänden. In einem dritten Fenster waren Bilder zu sehen: Winterlandschaften mit verschneiten Wegen und erleuchteten Kirchen; Darstellungen der Geburt Christi und der Heiligen drei Könige, wie sie die Meister aller Zeiten geschaffen hatten. Martins Augen blieben schließlich an einem Bilde Botticellis haften: Maria mit dem Jesuskinde. Martin Wendlandt — als Kunstkenner — hatte dieses Bild wohl schon manches Mal gesehen. Was war es also, was ihn heute so merkwürdig gefesselt? Nicht das Wunder der Komposition oder die Gediegenheit der Farben und Linien. Nein, es war, als ob aus den Tiefen seiner Seele dunkel, unfaßbar etwas aufstieg, das ihn seine Umgebung vergessen ließ, ihn wie ein Traum einhüllte. Kam nicht von irgend woher eine leise, schwermütige Melodie? — Doch die Engel auf dem Bilde sangen nicht, ihre schönen Gesichter blieben ernst, ihr Mund war herbe geschlossen. Marias Haupt neigte sich leicht, als drückte die Krone es nieder. Stille Trauer in dem zarten, unendlich lieblichen Gesicht, blickte Maria gedankenvoll auf das Kind auf ihrem Schoß. Und dieses hatte den Kopf erhoben und schien entzückt in den Himmel zu blicken. — In einem kleinen Ausschnitt sah man in weiter Ferne eine hügelige Landschaft in seligem Lichte.

Martin Wendlandt stand wie in einer Verzauberung da, er hörte nicht die Geräusche der Straße, merkte nicht, wie ihn Vorbeihastende anstießen, und schrak erst auf, als ganz dicht bei ihm jemand sagte: „Einen Augenblick, mein Herr, ich muß das Eisengitter herunter lassen.“

Verwundert blickte Martin auf den jungen Mann.

„Ja —“, sagte er zögernd, „wie spät haben wir's denn?“

„Gleich halb acht“, war die lächelnd gegebene Antwort.

Wortlos entfernte sich Martin, immer noch wie in einer Betäubung. Nur das eine wußte er sofort: In die Gesellschaft, zu den schwatzenden, geputzten Menschen konnte er jetzt nicht gehen. Er schlenderte, in Gedanken versunken, durch die immer leerer werdenden Straßen; unbewußt fand er seinen Weg. Schließlich war er bei seinem Hause angelangt und betrat seine Wohnung. Wie fremd kam ihm hier alles vor, was ihm doch so vertraut war. Fast feindlich blickten ihn die schweren Möbel an, und die Stille lastete auf ihm. Er ging von einem Zimmer in das andere, ließ die Lampen aufleuchten und wieder verlöschen und nahm schließlich an seinem Schreibtisch Platz. Dort saß Martin lange mit geschlossenen Augen, den Kopf in die Hände gestützt. Als mit dumpfmetallischem Klang die Standuhr viele Schläge tat, blickte der Mann sich verstört um, dann öffnete er den Schreibtisch, wühlte in den Fächern und fand endlich ein Bild, das er in der Hand hielt und grübelnd betrachtete. Es war nur ein einfaches Bild, wie es deren viele gibt: eine hübsche, lächelnde junge Frau mit einem kleinen Knaben auf den Knien.

Die Standuhr hatte schon wieder geschlagen als Martin aufstand und zur Balkontür ging. Der Kälte nicht achtend, trat er ins Freie. In tiefer Stille ruhten die Straßen von Gebäuden und Dächern feuchtete der Schnee in der ferne ragte schlank und hoch ein Kirchturm auf, und über alles spannte sich in unermeßlicher Weite der sternenbesäte Himmel. Da kehrte Martin ins Zimmer zurück, ging entschlossen an den Schreibtisch, legte einen Bogen auf und begann einen Brief.

„Liebe Lucie . . .“ Da hielt er schon inne. Wie lange hatte er diesen Namen nicht mehr geschrieben, der ihm einstmals so viel bedeutete und nun längst verklungen war. Alles, was er sich eben noch vorgenommen hatte, erschien ihm unausführbar. Aber dann nahm er sich wieder zusammen.

„— ich weiß nicht,“ fuhr er fort, „ob Du meinen Brief nicht ungeöffnet zurück schickst, wenn Du meine Handschrift erkennst. Doch vielleicht ist mir das Schicksal gnädig, und Du liest diesen Brief. — Aber, beim Himmel, was soll ich nur schreiben? Du weißt, wie ich früher keine Worte fand, wenn mich etwas im Innersten bewegte. Und heute, wo ich mir wie aus der Bahn gerissen vorkomme! Aber es muß sein, denn mein Leben hängt davon ab —“

Und erst stockend, mit kurzen Sätzen, zwischen denen er manchmal aufsprang und umher lief, dann fließender schilderte Martin, wie er durch die Straßen gegangen und vor den Läden stehen geblieben und schließlich in den Bann des Bildes gekommen sei. Und wie dann die Bilder Lucies und seines Kindes vor ihm entstanden, immer klarer, immer beredter, wie eine Vision, voller Trauer und Mahnung. — Und nun wäre es ihm klar geworden, daß sein ganzes Leben seit der Trennung von den Seinen nichtig und inhaltlos wurde und er umkehren und alles wieder gutmachen müßte.

Zwei Tage später stieg Martin Wendlandt in einem häßlichen Mietshause vier Treppen hinauf, vorbei an vielen Türen mit vielen Schildern. Und oben fand er auch eine Karte „Lucie Wendlandt“. Dann stand er seiner Frau gegenüber und blickte ihr fassungslos ins Gesicht. Nur wenig hatte sich Lucie in den vier Jahren verändert, immer noch legten sich die blonden Haare um das mädchenhafte Gesicht. Aber war dies früher vielleicht etwas ausdruckslos gewesen, jetzt zeigte es feste, klare Linien, und die dunklen Augen blickten ernst und voll Güte. Es gab nur wenige Worte zwischen beiden, dann betraten sie Hand in Hand das Zimmer. In dem engen Raum waren Möbel und Bilder nur undeutlich sichtbar, denn die einzige Lichtquelle bildete ein winziger Tannenbaum, an dem ein paar Lichtlein brannten. Vor dem Baum stand ein etwa sechsjähriger Knabe, dessen blonde, im matten Kerzenschimmer goldene Haare das blasse Gesicht wie einen Heiligenschein umgaben. Mit ernsten Augen blickte er still den Eintretenden entgegen. Da stürzte Martin seinem Knaben entgegen und riß ihn an die Brust, während ein Schluchzen seinen Körper erschütterte.

Als nachher die Glocken läuteten und die Drei gedankenvoll in die Lichter blickten, sagte Frau Lucie, die ihre Arme um Mann und Kind geschlungen hatte, leise: „Weißt Du, Martin, in letzter Zeit war ich ganz besonders traurig und mußte mich immer zusammen nehmen, damit Hänschen nicht meine Tränen sah. Aber an jenem Abend — es muß so um die Zeit gewesen sein, als Du vor dem Bilde standest — da kam ganz ohne Anlaß ein plötzliches Glücksgefühl über mich, und es erfüllte mich eine Zuversicht, daß Du wieder zu uns kämst, die ich mir vergebens auszureden versuchte . . .“

Martin nickte stumm und zog seine Gattin an sich.

Aus Omas Weihnachtskiste

Offener Brief an Tante Hedwig

Ihr werten Wunsch, Dir zu Weihnachten einen Rat zu geben, ehrt mich sehr. Der kalte Winter, der jetzt ins Land gezogen ist, hat mich veranlaßt, Ach, das ist ein schwieriges Kapitel. Denn unsere Großmütter waren in dieser Beziehung Wir Anfein, Gr[illegible] Und wie wir Wir bitten eu[illegible] Wir nehmen [illegible] Und unserm [illegible] Ihr Menschen Und streut aus Uns täglich er[illegible] Doch bitte, da[illegible] Uns nicht erre[illegible] Jedoch bedenk[illegible] Schafft unser[illegible] Hingegen Pü[illegible] sind uns ein [illegible] Drum noch ei[illegible] Und nehmt un[illegible] Wenn dann d[illegible] Und Gras und[illegible] Dann, liebe K[illegible] Hört ihr von [illegible] Wie es euch [illegible] Mit Gruß und[illegible]

Wetterbericht

Dinavien besteht fo[illegible] Mitteleuropa an [illegible] hat und sich ofmal[illegible] ist ein Tiefdruckgeb[illegible] Aussichten bis Mit[illegible] Temperaturen in d[illegible]

Eine Bitte

Steinstraße. Seit [illegible] kurz nach 8 Uhr [illegible] gestellt werden mü[illegible] elektrische Apparat[illegible] alle würden recht

Anagramm.

31. d. M. bleibt da[illegible]

Arbeitsbeschaffung

Wie der Amtliche p[illegible] preußische Justizmi[illegible] Weisungen durc[illegible] wird, daß Untersuch[illegible] dem in der Anstalt die ganze Arbeit das Hausgeld vo[illegible] sagen dürfen. [illegible] in Hausgeld und [illegible] fangenen nicht stat[illegible]

Verbesserung

ten. Die soeben der[illegible] kannt gibt, stieg de[illegible] Jahrspflege [illegible] im Durchschnitt der [illegible] 1913 auf 35,4 Proz[illegible] Als Vorsitzender de[illegible] werden also wohl a[illegible] Tages beruhen.

Amtsgericht

Der Preußische Mi[illegible] einem Wunderkind, [illegible] dient zufolge, der [illegible] den jugendlichen Beb[illegible] Ende des erstinstanz[illegible] jedoch niedriger sin[illegible] eb, und daß nur ei[illegible] ahren erhoben wi[illegible] des Streitwertes [illegible]

---

haltlichen und wohl auch in den anderen höheren Schulen werden diese Uebersichten gehalten. In ihnen ist auch angegeben, wie viele Studierende im ersten Semester jedes der etwa 30 Studienfächer der Universitäten halbjährlich neu aufnimmt. So läßt sich der Andrang zu jedem Fach genau im ganzen Reich übersehen, und der verantwortungsvolle Vater, der verantwortungsbewußte Aonturient kann mit voller Ueberlegung und zweckmäßiger als bisher seine Wahl treffen, — wenn er sich trotz allem zum Studium entschließt.

Dr. Margot Melchior.

Was schenke ich „Marie“ zu Weihnachten?

Sicherlich ist es nicht schwer, etwas „Passendes“ für eine Hausangestellte zu finden, aber — ist dieses Geschenk etwa nichts weiter als die Erfüllung einer etwas unbequemen Pflicht für dich? Vielleicht denkst du gar nicht daran, daß auch diejenige ein Recht hat, sich über dein Geschenk zu freuen, ja, daß sie sich freuen möchte, die dir das ganze Jahr hindurch mit ihrer Kraft, mit ihrem Fleiß zur Verfügung steht?

Sehr viele Hausfrauen vertreten die Ansicht, als müßte man seinem Mädchen nur praktische Sachen schenken. Aber so wenig sich deine Kinder darüber freuen können, wenn sie auf ihrem Gabentisch nur Strümpfe, Handschuhe, Schuhsohlen usw. finden, so wenig Freude macht du deiner Hausangestellten mit allzu praktischen, alltäglichen Dingen. Das kauft sie sich auch selbst. Schenke ihr etwas, was sie sich selbst am Ende nicht „leistet“, etwas Hübsches, vielleicht einen Seidenjumper, keinen wollenen, den sie nur im Hause tragen würde; oder einen netten Stoff zum Kleide, den sie womöglich selbst verarbeitet; einen Seidenschal oder ein halbes Dutzend Ziertaschentücher oder dergleichen. Vielleicht auch, falls sie verlobt ist, ein Tischtuch oder irgend etwas zur Aussteuer, Geschirr oder Aehnliches. Sei einmal zum Christfest nicht pedantisch, geh' wirklich nur von dem Gesichtspunkt aus, das Mädel soll sich freuen, auch wenn du's nicht recht mit deinen Grundsätzen vereinigen kannst, so „unpraktisch“ zu schenken! Nur, wenn du die feste Ueberzeugung hast, daß dein Mädchen selbst mehr Freude an der Prosa hat, so handle dementsprechend, sonst — sei liberal. Wieviel du anlegen sollst? Man darf da nur sehr allgemeine Angaben machen, und die meisten Hausfrauen werden wissen, welchen Betrag sie hierfür anwenden dürfen, denn — seien wir einmal ehrlich: Je mehr uns daran liegt, eine bewährte Kraft zu behalten, um so großzügiger werden wir sein, schon aus Politik, um es so auszudrücken. Sonst — auf dem Lande, habe ich mir sagen lassen, setzt man bei einem Mädchen, das länger als ein Jahr in demselben Hause ist, soviel für das Geschenk aus, als ein Monatslohn beträgt. In Städten ist der Lohntarif an sich meist höher, man rechnet da etwa für ein Mädchen, das man über ein Jahr hat, 20 bis 25 Mark, bei mehr als drei Jahren 50 bis 60 Mark aus. Doch sind dies, wie erwähnt, nur ganz ungefähre Angaben, die sich durchaus verschieben lassen, je nachdem der einzelne Fall es notwendig erscheinen läßt.

Etwas anderes aber sei hier noch bemerkt: Der „bunte Teller“ darf nicht vergessen werden auf dem Gabentisch des Mädchens! Er ist gleichsam etwas Persönliches. Jeder andere erhält ihn am Christabend, da darf von dieser alten und schönen Sitte das Mädchen nicht ausgeschlossen werden. Geschieht es doch, so fühlt es den Abstand zwischen sich und der Familie, und an solchem Abend, da heimliche Sehnsucht seine Gedanken in die ferne Heimat trägt, würde solche Gewißheit doppelt schmerzen. Dieser „bunte Teller“, dieses lockende Etwas aus Nüssen, Aepfeln, Pfefferkuchen, bedeutet ein Stückchen Heimat für dein Mädchen, es wertet diesen Teller am Ende höher als manch anderes, wertvolleres Geschenk eben darum, weil gewissermaßen ein Sinn darin liegt.

Geh nicht mit einem Achselzucken über die Frage hinweg „Was schenke ich meinem Mädchen“, es hängt mehr davon ab, als dir vielleicht klar ist, es kann unter Umständen trennen, aber — es kann auch einen!

Ilse Steffens, Leipzig.

Wie soll die Frau Schmuck tragen?

Unsere Großmütter trugen einen breiten, soliden Goldreif am Eheringfinger und die massive goldene oder silberne Uhr an einem kleinen Schleifchen, das eventuell mit Brillanten geschmückt und links am Busen befestigt war. Oder sie bargen die Uhr im Gürtelstäschchen und sicherten sie durch eine lange, feingliedrige Goldkette, die um den Hals oder um die Hüfte geschlungen wurde.

Wir tragen die flache, winzige, runde, ovale oder eckige Uhr am sportlichen Lederriemen oder am schmalen Ripsbändchen um das Handgelenk geschnallt. Wir tragen statt des gewichtig ins Auge fallenden Trauringes einen ganz dünnen, zierlichen Reif, der oft durch Ziselierung seine eigentliche Bedeutung möglich verbirgt.

Uhr, Trauring und Busennadel gehören in die Kategorie des „Zweckschmuckes“ und unterliegen nicht den allgemeingültigen Gesetzen der Mode. Sie passen sich ihnen freilich an, aber sie sind — wie tüchtige, aber elegante Hausfrauen — keine eindeutigen Luxusgeschöpfe und man verübelt ihnen eine kleine Rückständigkeit nicht allzusehr.

Anders ist es mit jenen Zieraten, denen das Schmücken Selbstzweck ist. Sie sind streng an den Geschmack der Zeit gebunden und verlangen eine genaue, individuelle Einstellung zur Persönlichkeit der Trägerin.

Die Bedeutung des Schmuckes hat sich in den letzten Jahren verschoben. Früher galt ein Metall, ein Edelstein, eine Perle um der Echtheit und Seltenheit, um des hohen Kaufwertes willen für kostbar. Jetzt hat die durch die lange Entbehrungszeit des Krieges verdoppelte Freude am Luxus und seine Kostspieligkeit zur allgemeinen Einführung der Imitation geführt. Der Schmuck wird um seiner Form, seiner Kleidsamkeit willen geschätzt und das Echte behält nur dann seinen äußerlichen Wert, wenn es den ästhetisch-künstlerischen und modischen Gesetzen entspricht.

Durch diese Wandlung ist heute die ärmste Frau imstande, mit der reichsten zu konkurrieren. Filmdiva und Bühnenstar dienen den Damen der ersten Gesellschaft zum Vorbild. Ausschlaggebend für die Wirkung des Schmuckes ist nur noch die Art seiner Verarbeitung und die Art, in der er getragen wird. Unüberlegte Nachahmung ist hier noch weniger angebracht als sonst.

Man sieht im Kino eine Fürstin, eine gefeierte Schauspielerin mit herrlichem Geschmeide behängt. Was dem einen recht, ist dem andern billig. Also will man denselben Aufwand am eigenen Leibe sehen. Ein halbes Dutzend Ketten und ebensoviel Armreifen, Ringe von riesigem Format und Ohrgehänge in möglichst bizarren Formen werden angelegt, und nun dünkt man sich ebenso schön, ebenso vornehm, wie die Fürstin, die Diva. In Wirklichkeit aber ist solche stilistische Gedankenlosigkeit ebenso unsinnig, als wollte man Film- und Bühnenschminke für die Straße auflegen. Man vergißt, daß der Film auf Schwarz-Weiß-Wirkung angewiesen ist und daß er stark auftragen muß, um die glatte Fläche plastisch, die Farblosigkeit farbig erscheinen zu lassen.

Viele Frauen legen täglich allen Schmuck an, den sie besitzen, und denken gar nicht an die Möglichkeit einer stilvollen Einteilung.

Was der Abend mit seiner künstlichen Beleuchtung, seiner gehobeneren Stimmung und seiner eleganteren Kleidung an Prunk verträgt, gestattet der Tag mit dem natürlichen Sonnenlicht, der zweckdienlicheren Kleidung und der beruflichen oder häuslichen Tätigkeit noch längst nicht alles.

Noch feinere Unterschiede gibt es. Zum schlichten Straßenkostüm paßt kein auffallendes Ohrgehänge, das die ganze betont neutrale und unauffällige Einheitlichkeit der Kleidung zerstören würde. Man trägt Schmuck überhaupt nicht an Orten zur Schau, an denen sich Menschen aufhalten, die arbeiten müssen oder Not leiden. Das Tahtgefühl verbietet noch mehr als die Zweckmäßigkeit und das Stilgefühl alles Tragen aufsehenerregender Dinge auf der taghellen Straße. Es würde gewiß niemand mittags im Ballkleid und Abendcape die Straße betreten.

Auch zum Sportdreß, zur ländlichen Tracht und zum Hauskleid ist allzu reicher Schmuck unangebracht. Zur Sportkleidung gehört nichts als das unter die Kategorie „Zweckschmuck“ Eingereihte. Zur ländlichen Tracht zum Dirndlkleid beispielsweise, eben nur ein schlichtes Korallen- oder Silberkettchen, ein bescheidener Ring oder Ohrring mit Türkisstein.

Der Schmelz der Perle, der Glanz des Goldes und das Funkeln des Steines verlangt nach der matten Helligkeit der Haut. Ehrlich genommen, ist es falsch, Schmuck auf Stoffen zu tragen. Man sieht so oft eine Perlenkette auf dem Kleid oder ein paar Armreifen über lange Aermel gestreift. Schmuck aber sollte nur den nackten Körper verschönen. Wir haben die Sitte des Schmückens von den primitiven Volksstämmen übernommen, die noch gar keine Bekleidung kannten. Allein das Dekolleté bietet den richtigen Platz für Ketten und Reifen.

Was soll man nun tragen, mit welchem Schmuck kann man einer Frau wirklich Freude bereiten?

Man trägt heute mit Vorliebe Farbsteine. Dabei ist es gleichgültig, ob es sich um Edel- oder Halbedelsteine handelt, denn diese Unterscheidung ist eigentlich nur von materieller Bedeutung. Schön ist jeder einzelne Stein, sei es ein Safir in lichtem Blau oder in dem zarten Lachsrosa des indischen Steines. Sei es der violette Amethyst, der frischrote Rubin, der wieder im Wert gestiegene grüne Smaragd. Ausschlaggebend für die Wirkung des Steines ist eigentlich — so befremdlich es klingen mag — mehr seine Größe sein Schliff und seine Fassung. Gerade beim modernen Schmuck, der nicht mehr allein durch seinen wertvollen Stein imponieren will sondern ganz auf Blickwirkung eingestellt ist, darf der Stein nicht zu klein sein. Oder er muß aus kleinen Splittern zusammengesetzt, wieder eine große Fläche bilden. Oft faßt man einen großen Farbstein mit Brillantsplittern oder Straß ein. Auswahl gibt es genug. Am reichhaltigsten sind Ringe und Ohrgehänge vertreten. Das Kunstgewerbe sand hier ein reiches Feld und beschert uns täglich neue entzückende Zusammensetzungen aus Steinen, Emaille, Straß, Perlen und Metall. Auch Armreifen und -bänder, die breit und bunt und funkelnd sein dürfen, hat die Mode für uns geschaffen. Dann kommen Ketten, bunt und dick. Kleine Armbanduhren Winzige Uhrchen als Anhänger an Armband und Handtasche. Kopfputz aus Straß für das Abendkleid. Nadelkämme und Spangen. Und wer etwas ganz Apartes haben will, kann sich nach einem guten Entwurf selbst ein Schmuckstück anfertigen lassen, wobei er alte Goldsachen zum Einschmelzen mitgeben kann.

Elly Glaser.

Wie schmücke ich meinen Christbaum?

Von Dr. Olga Bloch.

Den lieben Tannenbaum kann man heutzutage auf gar verschiedene Art schmücken. Eine jede Hausfrau muß bei ihrem Bemühen, ihr Weihnachtszimmer so schön wie möglich herzurichten, gar manchen Dingen Rechnung tragen. And z. B. Kinder im Hause, so wird die Mutter, die in den Adventswochen den Kleinen die Weihnachtsgeschichten nahebringt, gewiß den Christbaum mit Dingen behängen, die die kindliche Phantasie sich als Schmuck für den Wunderbaum erträumt. Da wären mit Flitter überzogene Weihnachtsengel, die, musizierend an den Tannenzweigen befestigt werden können, oder andere Dinge, die Symbole der Weihnacht darstellen. Flitter und Kerzen machen ja überhaupt die Poesie des Tannenbaumes aus, und man wird die Hausfrau, die in dieser Erkenntnis jeden anderen Schmuck außer Kerzen und den altbekannten „Silberfäden“, Lametta genannt, ablehnt, gewiß verstehen. Hierbei sei nur noch erwähnt, daß auch mit Flitter überzogene Watteäuschen, die dem Weihnachtsbaum ein winterliches Gepräge geben würden, sich dem schlichten Bilde des so geputzten Weihnachtsbaumes gut anpassen. — Für manche Menschen spielt aber das Naschzeug auf dem Christbaum eine große Rolle. Wie oft hört man vom „Baumplündern“ sprechen, ja, auch dann, wenn der Wunderbaum noch gar nicht fertig geschmückt ist! Nicht nur Kinder — wie man meinen sollte — wollen, daß die Weihnachtstanne mit Aepfeln, Nüssen (auch sie kann man mit Gold- und Silberflitter überziehen) und Marzipan behangen werde. Die Brezeln in allen Formen, die Tannenzapfen, der Nikolaus mit und ohne Sack auf dem Rücken, alles aus Zucker, Marzipan und Schokolade, finden Beifall bei groß und klein. In kluger Voraussicht wird so manche Hausfrau vor den Feiertagen ihren Bedarf beim Konditor decken, weiß sie doch aus Erfahrung, daß man so ab und zu ein Stückchen „Baumbehang“ ergänzen muß. Das Bild des so geschmückten Tannenbaumes steht uns als Symbol der Tradition und als Ausdruck uralter mythologischer Vorgänge vor Augen. Wer jedoch dem Neuen zugewandt ist und Sinn nd Agen für das Moderne hat, kann gerade auf dem Gebiet des Christbaumschmuckes auch manche Veränderung bemerken. Der gläserne Christbaumschmuck fällt uns da zunächst auf, der in mannigfaltigen Formen, jedem Geschmack Rechnung tragend, heute modern ist. Ueberall gibt es die kleinen Glastiere zu kaufen, in den Warenhäusern, bei den zahlreichen Straßenhändlern und in den kunstgewerblichen Läden. Das Kunstgewerbe, das doch jetzt so viel Neues geschaffen hat, hat auch jene zahlreichen Formen von gläsernem Baumschmuck herausgebracht. Unter den schon erwähnten Glastierchen muten die modern eingestellte Hausfrau Ochs und Esel gewiß als ganz besonders weihnachtlich an, auch kleine Glasblumen, darunter Christrosen und Weihnachtssterne, sollen helfen, den Tannenbaum zu schmücken. Glaskugeln, die oft den Durchmesser von nicht mehr als zehn bis zwölf Zentimeter besitzen, sind ebenfalls eine amüsante Neuerung. Der modern hergerichtete Weihnachtsbaum in vielleicht ebenso modern eingerichteten Wohnungen hat vielleicht auch bei den Wachslichtlein mehr, die behutsam beim Ausputzen in metallene Tüllen gesteckt werden, statt ihrer leuchten elektrische Glühbirnen, die durch aber Poesie und der eigentliche Sinn der Weihnacht verloren geht. Deshalb wollen wir doch diese Art gern den „Fensterchristbäumen“ der Schaulöden überlassen.

Gar viele Möglichkeiten also gibt es, den lieben Christbaum zu schmücken, und jede Hausfrau wird dabei verfahren, wie es ihr am praktischsten und besten erscheint.

Uns ist heute ein Kindlein . .

Von Olly Boeheim.

Der Schnee lag tief über dem kleinen Gebirgsdorf. Wie verschüchterte Tiere schmiegten sich die kleinen Holzhütten an die riesige Bergwand in tiefem Schlaf. Meist wohnten arme Holzfäller in den kleinen Katen, nur ganz am Ende des Dorfes, dort, wo schon der Anstieg zu dem Gletscher begann, wohnte der Arzt. Eigentlich war er ein Dichter und hatte sich mit seiner jungen blonden Frau hierher vergraben, um der Stimme der herben Gebirgswelt zu lauschen und aus ihr seine Werke zu schöpfen. Aber er war arm und die Leute um ihn herum waren bettelarm. Da kramte er seine alte Wissenschaft hervor aus den Jahren, da er noch Assistenzarzt war, und half, wo er helfen konnte.

Heute lag stille Feierlichkeit über den kleinen Häusern, es war heiliger Abend. Durch die blanken Scheiben der Hütten leuchteten bunte Christbäume, gedämpft klang eine Ziehharmonika auf und das jubelnde Lachen heller Kinderstimmchen. Im Haus des Arztes brannte nur gedämpftes Licht. Die junge Frau lag schwer gebadet und wand sich in Wehen. Der Mann hielt ihre heiße Hand ohne ihr helfen zu können und sprach ihr leise tröstend zu.

In einer Ecke der Stube kauerte die uralte Resie und betete den Rosenkranz. Im Sommer trieb sie in Hosen, mit einer nie verlöschenden Shagpfeife zwischen den Zähnen, die Kinder auf die Alm. Im Winter fungierte sie als Hebamme, und heilte mit Kräutern und anderen seltsamen Methoden, die sie niemals verriet. Ihre braunes gutes Gesicht mit den hellen wissenden Augen leuchtete beruhigend durch das Halbdunkel. Es war totenstill im Haus, nur der Frost pochte zuweilen an die Fenster wie ein unliebsamer Gast, der Einlaß begehrt.

Schwer verrannen die Minuten, von qualvollem Stöhnen unterbrochen. Kalt und mitleidlos glühten die Sterne über den spitzen Graten. Plötzlich knirschten hastige Schritte über den Schnee und die kleine vereiste Hausglocke schrillte auf.

Ein Mann stand vor der Tür, trotz der grimmigen Kälte rann Schweiß über sein bärtiges Gesicht . . der Doktor möchte doch um Gottes Willen gleich kommen, sein Junge sei abgestürzt und liege bleich und fast leblos. Der Arzt erblaßte. Das Gehöft lag gut zwei Stunden weit, nur auf Schneeschuhen mühsam zu erreichen. Wie konnte er jetzt in der schweren Stunde seine Frau allein lassen, nur von der alten Sennerin betreut, die im Ernstfalle nichts wußte als ein paar alberne Zauberformeln? Zwei Menschenleben in Gefahr, hier das liebste, was er besaß, dort eines, das unmittelbar verloren war, wenn er nicht half. Er schwankte einen Augenblick, dann holte er leise seine Schneeschuhe, kroch in seine Pelzjacke, gab der Alten rasch einige Anweisungen und verließ sein Haus schweigend stapfte er mit dem alten Bauern durch den meterhohen, glitzernden Schnee.

Schwer und ernst umfing ihn der Hochwald, über den der Mond aufging wie eine bleiche Laterne. Den Arzt schütteln eine unbekannte Angst, als hätten alle Dämonen der Berge sich zusammengetan, ihn zu äffen. Endlos zog sich der Weg, er hörten den jagenden dumpfen Schlag seines Herzens und in seinen Ohren klang das leise Stöhnen der Wöchnerin. Endlich war das Gehöft erreicht. Neben einem armseligen rührend bunten Christbaum lag das wachsbleiche Gesicht des abgestürzten Knaben. Der Arzt erkannte sofort, daß es sich nur um eine tiefe Ohnmacht handelte und konstatierte nach kurzer Untersuchung, daß der Bursche keine ernstliche Verletzung davongetragen hatte. Er verließ, von Segenswünschen begleitet und mit einem Pfefferkuchenherz beschenkt, die kleine Stube.

Wieder umfing ihn die winterliche Einsamkeit. In dem kleinen Gehöft hatte man den Christbaum angezündet, wie ein dankbarer Abschiedsgruß strahlten die gelben Lichter dem Davoneilenden nach. Bald waren nur noch die Sterne um ihn und sein klarer Wegweiser der